

Henk  
Blanken

Da  
stirbst  
du nicht  
dran

Was Parkinson  
mir gibt



PATMOS

Ich las »Da stirbst du nicht dran« und vergaß, dass ich Sachliteratur las. Erzählt wird die Geschichte eines Vollblutjournalisten, der an Parkinson erkrankt und sich auf den Weg macht, dieses unbekannte Terrain zu erkunden, eine Geschichte, die sich liest wie ein Roman, mitreißend, nachdenklich, plastisch. Ein Buch, das tiefgreifende Fragen zu Tod und Leben, Gedächtnis und Erinnerung aufwirft und dennoch immer mild und humorvoll bleibt.

MARCEL MÖRING

FOTO COVER: © LINELLE DEUNK



FOTO: © ROBIN DE FUY

»Dinge zerbrechen, ebenso wie Menschen.« Henk Blanken zerbricht mit der Zeit – zugleich blüht seine schriftstellerische Gabe auf wie nie zuvor. Ein meisterhaftes Buch.

GEERT MAK

Wo willst du, dass ich beginne?

An jenem Samstagmittag, als mir mein Vater gegenüber saß, dürr und mager, vorgebeugt und ruhelos, als könnte er jeden Moment aufbrechen.

Das liegt ein halbes Leben zurück.

Mein Vater hatte seinen Wintermantel anbehalten. Sein blassbrauner Cordhut, der Hut, der ihn kleiner wirken ließ, als er war, lag auf dem Tisch. Er rauchte eine filterlose Caballero und verstreute Asche auf mein abgewetztes Parkett. Ich stand auf, um Kaffee aufzusetzen und ihm ein Brot zu schmieren. Ich tat alles, nur um mir seine Klagen nicht anhören zu müssen: dass sein Körper anfange, ihn im Stich zu lassen, dass er sich krank fühle.

»Deine Mutter kauft keinen Schnaps mehr«, sagte er. Sein tägliches Gläschen jungen Genever.

Ach, Papa.

Kurz nach seiner Frühpensionierung war mein Vater vergesslich geworden. Ein bisschen mürrisch, störrisch und widerspenstig. Nachts machte er schon mal ins Bett.

Er fiel in sich zusammen und wusste nicht, wie ihm geschah.

Der alte Mann hieß Hidde. Er war der Erste, der mich an meinen Vater erinnerte.

An einem windigen Frühlingstag setzt sich seine Frau, eine gepflegte Dame in einem malvenfarbenen Kostüm, beim Mittagsimbiss in der Poliklinik neben ihn, mir schräg gegenüber. Sie gießt fettarme Milch in ein Glas, das sie ihrem Mann behutsam hinschiebt. »Gleich«, sagt Hiddes Frau, »gleich nach dem Essen holen sie ihn zum zweiten Teil seiner Untersuchung ab.« Sie spricht über ihren Mann, als säße Hidde nicht mit am Tisch. Als ob er nicht da wäre.

Hiddes Hände umfassen das Glas. Er sieht mich verwundert an: Warum nur sagt seine Frau so etwas zu einem Fremden?

Hidde hebt das Glas. Und lässt es wieder sinken.

»Ich kenne diese Männer nicht«, sagt er, gerade noch hörbar.

Wen meint er wohl? Welche Männer? Die Ärzte? Den Pfleger, der ihm kurz zuvor, auf dem Weg zu unserem Mittagsimbiss, in den Rollstuhl geholfen hat?

Hidde zieht seine schmalen Schultern hoch. Er trägt ein gelb-orange kariertes Holzfällerhemd aus grobem Flanell, das zwar zu ihm, nicht aber zu seiner Frau zu passen scheint.

Die Männer, setzt er noch einmal an, die Männer kämen seit einer Woche einfach so zu ihm herein. Er habe keine Ahnung, wer sie sind.

Seine Frau fällt ihm ins Wort. Sie wohne, sagt sie, mit Hidde am Rand eines Dorfes, nicht weit entfernt von meinem eigenen Dorf. Alte, tief liegende Weiden tauchen vor meinem inneren Auge auf, eine kurvige Landstraße, Wallhecken, blühende Büsche, ein Bauernhof, vor dem ein uralter, mit Vogeldreck zugeschissener Volvo auf dem Schotterweg steht. Ich habe nicht den Eindruck, dass Hiddes Frau etwas zu erklären versucht. Eher wirkt es, als ob sie sich entschuldigen würde.

Vorsichtig nimmt Hidde einen Schluck von seiner Milch. Er will nicht kleckern. Und dann erzählt er doch, dass diese Männer manchmal sogar zu zehnt plötzlich in ihrem Wohnzimmer oder oben auf dem Treppenabsatz stehen. »Das sind üble Typen.« Was sie dort, zwischen seinen Möbeln, treiben und ob sie mit ihm reden oder ihm nur schweigend im Weg stehen, erzählt Hidde nicht.

Mit großen Augen starrt er mich an.

»Sie sind doch echt«, sagt er.

Hidde mag wohl zehn oder fünfzehn Jahre älter sein als ich. Fünfundsechzig, siebzig vielleicht. Ein gebeugter Mann mit einem wüsten und flusigen grauen Bart. Das Haar auf seinem Kopf wächst so spärlich, dass sich Kämmen nicht mehr zu lohnen scheint. Hidde ist in seinem karierten Hemd, einer Jeans und ausgelatschten Sandalen ins Krankenhaus gekommen. Er ist ziemlich schlecht zu Fuß. Doch als ihn der Pfleger, ein

kräftiger, sanftmütiger Mann aus dem Norden, in einen Rollstuhl zum Mittagsimbiss fahren wollte, meuterte er. Ein Rollstuhl? Er schien sich zu genieren.

»Es ist schnell gegangen«, sagt seine Frau. Acht Jahre ist Hidde schon krank, aber erst seit drei Wochen sieht er Leute im Haus, die nicht da sind. Wie oft sie sich auch neben ihren Mann aufs Sofa setzt und ihm versichert, dass sie gegangen seien, dass sie sie hinausgelassen oder weggeschickt habe, so wie man Zeugen Jehovas oder einem Gerichtsvollzieher die Tür weist, und dass er keine Angst zu haben brauche – Hidde sieht sie noch immer.

Das ist grausam und ironisch, denn Hidde sieht eigentlich immer weniger.

»Auch seine Augen sind schnell schlechter geworden«, sagt Hiddes Frau. Nebenbei erzählt sie dann, dass es Hiddes Hund, ein zwölfjähriger Mischling, auch hat.

Was kann ich dazu nun noch sagen?

Dass Hidde meinem Vater gleicht?

Mein Vater war ein großer, kerzengerader und drahtiger Mann. Von Beruf Beamter: »Schreiber erster Klasse« bei einer staatlichen Behörde, die die Mietpreise von Sozialwohnungen überwachte. Ein Mann, der fünf Tage in der Woche um sieben Uhr morgens mit einem Becher Pickwick-Tee und einem Teller Haferbrei oder einer zuckerbestreuten Schnitte frühstückte und um Viertel vor acht an den Spielfeldern des Fußballvereins entlang zum Bahnhof ging, Butterbrotdose und BIC-Kugelschreiber in seiner ansonsten leeren Aktentasche aus braunem Leder. Dort stieg er in den Regionalzug. Gegen fünf nahm er den Zug zurück, um dann gegen halb sechs zu Hause in seinem Stuhl am Fenster die Kartoffeln zu schälen – seltsam, dass mir aus Tausenden von Gerüchen gerade dieser Erdgeruch, der Geruch von feuchtem Lehm und Wurzelfäule, in Erinnerung geblieben ist.

Mit Schreiben hatte die Arbeit meines Vaters nichts zu tun. Im Büro trug er tagtäglich Zahlen in die hellblauen schmalen Kästchen doppelter Foliobögen ein. Ich erinnere mich an seine Schrift, die regelmäßigen

Schwünge, die sich alle gleich weit nach vorne lehnten, die Briefe, die er gelegentlich samstagsmorgens am Küchentisch schrieb, seine zierliche Unterschrift. Als ich in einem Alter war, in dem ich glaubte, eine eigene Handschrift haben zu müssen, übte ich sie so lange, bis sie seiner vollkommen glich, wobei ich sein kapitales »A« etwas kläglich durch die beiden parallelen Striche des »H« ersetzte.

Ich habe nicht einen einzigen Brief von ihm. Nicht einmal einen Zettel.

Wenn ich von meinen Eltern mal eine Ansichtskarte bekam, verschickt von einem Urlaubsdomizil irgendwo im Rhein-Mosel-Gebiet, war sie von meiner Mutter geschrieben worden.

Als der Letzte seiner älteren Brüder gestorben war, mit weit über achtzig, und er nur noch einen jüngeren Bruder überleben konnte, sagte mein Vater, nun sei er an der Reihe. Außer an einer leichten Form der Alzheimererkrankung, wenn es überhaupt schon eine war, litt er unter einer lebenslangen Hypochondrie. Dennoch verstand ich, was er meinte.

Ich nehme mir eine Scheibe Vollkornbrot, kämpfe mit der Plastikvakuumverpackung des Käses, pfiemele sie auf, klappe die Schnitte zusammen und drücke meine Zähne hinein. Schon eine ganze Weile esse ich nicht mehr mit Messer und Gabel, wenn es nicht unbedingt sein muss. Ein Beefsteak schmeckt mir nicht mehr so gut, wenn mir das Schneiden nicht gelingt. Pasta schnipple ich klein und esse sie mit dem Löffel. Mit diesem Verlust an äußerem Anstand lässt sich leben. Auf eine merkwürdige Weise ist der langsame Verfall faszinierend, hat das Abtakeln mehr mit Euphorie zu tun, als man erwarten würde: Das eine ist der Preis, den wir für das andere bezahlen. Wer sein Leben auskosten will, muss auch entschlossen sein, die Entwürdigung zu durchleben.

Hidde versucht, die harte Margarine aufs Brot zu schmieren. Das frische Vollkornbrot verklumpt und verklebt. Er belegt das Ganze mit einer Scheibe Kümmelkäse und setzt auf gut Glück sein Messer an.

»Mach ich nicht mehr«, sage ich. »Mit Messer und Gabel.«

Es scheint, als würde Hidde mich nicht hören, nicht sehen oder nicht verstehen.

Ich kann mir leicht ausmalen, wie es weitergehen wird, wie sein Verstand ihn im Stich lassen wird, wie ängstlich, verwirrt und beschämt er sein wird. Und im nächsten Moment sehe ich Hidde in meinem Elternhaus stehen, oben an der schmalen Treppe mit dem meergrünen Belag. Ich höre, wie mein Vater aus einem der Schlafzimmer meiner Mutter, glaube ich, etwas zuruft – obwohl ich sicher bin, dass ich schon seit Jahren vollkommen vergessen habe, wie seine Stimme klang, ob sie harsch oder brüchig war, irgendeine Färbung hatte oder nicht. Hab dich nicht so, denke ich. Er ist schon fast dreißig Jahre tot.

Hidde müht sich mit seinem Butterbrot und mit seinen Tischmanieren ab. Schneiden funktioniert nicht. Die Kruste ist zu hart, das Brot zu weich, die Margarine ist noch halb gefroren.

Dann legt Hiddes Frau ihre Hand auf seine rechte Hand. Nur zu, scheint sie zu sagen, mach es doch so wie dieser Herr hier.

Wie läuft es ab, denke ich dann. Was will ich noch, demnächst, wenn mich meine Frau sauber machen muss, wenn sie mein Brot schmiert, das Fleisch in kleine Stücke schneidet, die Weißweinflasche versteckt und ermutigend auf mich einredet?

Nur zu. Versuch es nur.

Es kann noch Jahre dauern. Aber wo wird es enden?

Will ich irgendwann auch vergessen, dass ich alles vergessen habe?



FOTO: © SANDER KOENEN

## Die Lektorin Heike Hermann im Gespräch mit Henk Blanken

### Lieber Henk, du sagst, dass Parkinson dir mehr gibt, als es dir nimmt. Wie meinst du das genau?

Ich weiß, es klingt komisch und pathetisch, insbesondere für skeptische Journalisten wie mich. Fakt ist aber, dass ich mich besser und vollständiger fühle. Als wäre ich über meine Bestimmung gestolpert. Wenn ich sage, dass Parkinson mir mehr gibt, als es mir nimmt, dann ist das auch ein pragmatischer Weg, mit solchen Dingen umzugehen. Es gibt ja keinen Ausweg. Also macht Bedauern auch keinen Sinn. Du kannst dein Schicksal nur akzeptieren und den Moment genießen. Ich versuche die Schönheit, die Poesie und den Humor darin zu finden, aber natürlich weiß ich auch, es ist wie Pfeifen im dunklen Wald.

### Es ist auch ein berührendes Buch über Vater-Sohn-Beziehungen und über den Verlust einer großen Freundschaft. Warum spielen diese beiden Aspekte in deinem Buch eine so große Rolle?

Als ich meine Diagnose bekam, tauchten all die großen Fragen des Lebens auf. Was ist der Sinn des Lebens? Wie will ich sterben? Wie werde ich das meinen Kindern, Nina und Daniel, erklären. Ich wusste, ich konnte nicht einfach ein Essay über Parkinson schreiben. Es musste eine Geschichte über mein Leben sein, über den Mann, der ich war. Und ich stellte mir Fragen wie: Werde ich wie mein Vater sein? Habe ich meinen besten Freund verraten? Die Geschichte erzählte sich wie von selbst. Ich entdeckte eine Wahrheit über mich und das Leben, die ich vermutlich ohne die Krankheit nie erkannt hätte. Es geht immer um die großen Fragen, fürchte ich. Und die zaghaften, oft slapstickartigen Antworten. Ich bin ein großer Verehrer von Woody Allen. Das erklärt wohl einiges.

### Du setzt dich im Buch sehr mutig mit der Frage auseinander, wie lange ein Leben lebenswert ist. Hast du darauf für dich eine Antwort gefunden?

Ich dachte, ich hätte eine Antwort gefunden. Ich war davon überzeugt, dass du das Beste im Leben nur genießen kannst, wenn du auch bereit bist, das Schlimmste zu

akzeptieren. Ich zitiere aus meinem Buch: »Wer das Leben auskosten will, muss auch bereit sein, kopfüber ins Leben einzutauchen. Leid ist der Preis der Euphorie, verlassen zu werden der Tribut der Liebe, der Wahnsinn einer Schreibblockade der Obolus, den man für eine gute Geschichte zu entrichten hatte.«

Das war vielleicht albern. Romantischer Quatsch. Aber es steckt ein Funken Wahrheit darin. Und es hilft mir, zu akzeptieren, dass ich vielleicht im Rollstuhl sitzen werde, irgendwann. Mit Schmerz und Abhängigkeit kann ich gut umgehen. Womit ich nicht leben kann, ist die Vorstellung, dass ich irgendwann meine Kinder nicht mehr erkenne, dass ich dement werde. Die meisten Menschen denken, dass es im Leben darum geht, herauszufinden, *wer* man ist oder *was*. Wenn ich aber irgendwann nicht mehr weiß, *wo* ich bin, dann möchte ich nirgendwo mehr sein.

Mit Parkinson besteht eine Wahrscheinlichkeit von fünfzig Prozent, später einmal an Demenz zu erkranken. Das Wissen darum bringt mich dazu, meine Möglichkeiten zu durchdenken. Demenz ist tragisch, weil man seine Geschichte verliert und am Ende sich selbst, sein Ich. Selbst in den Niederlanden, dem ersten Land, das Sterbehilfe legalisiert hat, wird kein Arzt aktive Sterbehilfe leisten, wenn sich sein Patient in einem Zustand fortgeschrittener Demenz befindet. Der einzige Weg, ein solch übles Sterben zu verhindern, ist, schon in einem sehr frühen Stadium von Demenz um Sterbehilfe zu bitten. Wohl wissend, dass du dafür vielleicht Jahre eines relativ normalen Lebens aufgeben musst.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie es ist, nicht mehr denken, lesen und schreiben zu können. Andererseits: Ich weiß, dass die meisten Menschen so sehr an ihrem Leben hängen, dass sie bereit sind, Schritt für Schritt, immer mehr Leiden zu tolerieren. Das ist schön und schrecklich zugleich. Wir sind stark, aber auch verletzlich. Sogar wenn wir so sehr leiden, dass wir eigentlich sterben möchten, wollen wir weiterleben.

### Welche Bedeutung hat für dich das Schreiben über dein Leben mit dieser Krankheit?

Es tröstet mich natürlich irgendwie. Und es spendet auch anderen Trost, die ebenfalls an Parkinson oder an einer anderen Krankheit leiden. Ich wollte keinen medizinischen Ratgeber schreiben, sondern eine Geschichte, die sich wie ein Roman liest. Ich weiß, dass Menschen sich aus vielerlei Gründen mit der Hauptfigur in meinem Buch identifizieren können. Es ist hart. Aber am Ende ist es eine gute Geschichte.

Mit ein paar Münzen bezahlt der alte Mann im Supermarkt um die Ecke eine Dose weiße Bohnen. Dann beginnt er lautlos zu weinen.

Er vermisse sie so, sagt er zur Kassiererin.

Einen Moment lang weiß sich das Mädchen keinen Rat.

»Möchten Sie Rabattmarken?«, fragt sie ihn. Gerade noch rechtzeitig schluckt sie herunter, dass er diese Rabattmarken für ein Messerset sammeln kann.

Der alte Mann schlurft zu einem niedrigen Tisch neben der Tür zum Spirituosenladen und der Pinnwand mit Inseraten und Suchanzeigen von vermissten Haustieren. Er stellt seine Dose Bohnen ab und setzt sich auf die Tischkante. Als ich selbst bezahlt habe und neben ihm stehe, um eine neue Schachtel Zigarren aufzufriemeln, sagt er, ohne mich anzusehen, dass sie erst vier Monate tot sei. Was soll er jetzt mit sich anfangen?

Was machst du dann? Legst du ihm kurz die Hand auf die Schulter? Ich habe dazu nicht den Mut und schlucke kurz. Verlegen fingere ich an der dünnen Folie der Schachtel *Oud Kampen* herum. Ich antworte ihm nicht. Mir fallen keine tröstenden Worte ein. Als ich die Zigarrenschachtel mit dem Fingernagel aufgelpult habe, nicke ich dem alten Mann zu, wie es die Leute in meinem Dorf tagtäglich tun, selbst wenn sie sich nicht kennen. Ich murmele noch etwas Unverständliches und gehe nach draußen.

Während ich mir im Windschatten eines Zaunes mit einem Streichholz eine Zigarre anzuzünden versuche, kommt der alte Mann aus dem Laden. Er sagt nichts mehr zu mir und steigt auf sein Fahrrad, einem hellgrauen Modell mit tiefem Einstieg.

Das haben sie noch gemeinsam gekauft, denke ich.

Eines Tages werde ich fallen. Es wird vielleicht Hochsommer sein. Wir essen mit Freunden im Garten, im Schatten eines freundlichen Apfel-

baums. Ich komme mit zwei Gläsern Weißwein aus der Küche auf die Terrasse und Sandra fragt mich, ob ich auch die gefüllten Weinblätter mitbringen kann.

»Schatz, du weißt doch, die in dem rechteckigen Schälchen, links auf der Anrichte.«

Dass ich in einem solchen Moment fallen werde, liegt auf der Hand. So wie zwei von drei Parkinsonpatienten Probleme mit dem Stuhlgang bekommen und zwei von drei mit Erektionsstörungen zu kämpfen haben, werden nach den Statistiken auch zwei von drei irgendwann zu Boden gehen. Den meisten passiert es, wenn sie nicht darauf gefasst sind, weil sie sich »eigentlich sehr wohl fühlen«, noch viel zu fit für ein Falltraining. Sie sind längst noch nicht bereit für dieses groteske blaue Kissen, den peinlichen Purzelbaum und die stierenden Blicke der anderen, gelassen auf ihren Auftritt wartenden Alten, die so fragil wirken, dass sie schon beim Aufstehen von ihrem Stuhl zu zerbrechen drohen.

Man denkt: Mir passiert das nicht. Aber gerade weil man noch nie gefallen ist, fällt man. Je starrköpfiger man es leugnet, desto härter schlägt man hin. Zu wissen, dass man fallen wird, ist das beste Mittel gegen Knochenbrüche.

Was ich nicht weiß, ist, wann ich fallen werde.

Möglicherweise taumele ich an jenem frühen Morgen schlaftrunken die Treppe hinab, verwirrt von einem alarmierenden Traum, von dem ich nur noch weiß, dass es darin Winter war und ich an einem Kai entlanglief. In diesem Moment, drei Stufen noch, beginnt irgendwo ein Telefon zu klingeln.

Wer ruft denn so früh am Sonntagmorgen an?

Dann knickt ein Knie weg, verdreht sich ein Knöchel, rutscht ein Fuß von einer Stufe. Noch bevor ich das Gleichgewicht verliere, weiß ich schon, dass es nun passiert, ich falle.

Was machst du dann?

Eine Freundin rutschte unten an einer Rolltreppe auf dem Bahnhof aus. Sie hielt sich mit beiden Händen an ihrem iPad fest, das heil blieb, und brach sich beide Handgelenke. Werde ich, wenn ich falle, die Geistesgegenwart haben, meine Knochen zu schützen und nicht den Laptop mit der Geschichte, die ich gerade schreibe?

Ich habe nun seit vier Jahre Parkinson. Das ist noch nicht besonders lange – »damit kannst du alt werden« –, aber lange genug, um unter Symptomen zu leiden, die sich von einer einfachen Pille nicht mehr einschüchtern lassen. Einem wackelnden Kopf. Einer wankelmütigen Seele. Einem ängstlichen Herzen. Schon ein abgeknickter Birkenzweig treibt mir die Tränen in die Augen. Wenn ich mich rasiere, mit rechts, flattert meine linke Hand durchs Spiegelbild, die Finger zu einem Vogelschnabel, der ins Leere schnappt, verdreht. Wenn ich schreibe, klopft der Zeigefinger der linken Hand rhythmisch gegen den Rand meiner Tastatur.

Noch immer vertippe ich mich. An die Zaubersprache, die so entsteht, habe ich mich längst gewöhnt. Aber immer häufiger tauchen in meinen Sätzen ganze Worte auf, die dort nicht hingehören. »Das Sonnenlicht spielt falsch herein« hört sich tiefsinnig an, wie etwas Unausprechliches, eine gnädig gewährte Metapher, die mir sicher irgendwann gelegen kommen wird, auch wenn ich jetzt noch nicht wüsste wo – dabei wollte ich doch nur sagen, dass das Sonnenlicht verspielt hereinfällt.

Als ob sich ein mir unbekannter Mann, ein Eindringling, ein übler Geselle über meinen Text hermachte.

Um die zunehmenden Spasmen und den Schmerz in meiner Schulter zu reduzieren, verschreibt mein Neurologe mir immer wieder einen anderen Cocktail. Auch Botox und medizinisches Cannabis kamen schon zur Sprache. Man weiß nie – denn »jeder Patient ist anders« –, welcher Medikamentenmix sich letztendlich als wirksam erweist. Von diesen weißen Pillen eine weniger, eine halbe mehr von den zartrosa Tabletten. Als schmeckte man eine Pfanne Nasi Goreng ab. Eine Spur mehr Kreuzkümmel, noch etwas getrocknete Kurkuma, vielleicht doch eine Prise weniger Koriander.

[...]



**HENK BLANKEN** hat als Journalist für die führenden Zeitungen in den Niederlanden, u.a. für *de Volkskrant*, gearbeitet. Er wurde mit zahlreichen wichtigen Journalistenpreisen ausgezeichnet und hat ein Standardwerk über narrativen Journalismus verfasst. 2011 erhielt er mit 51 Jahren die Diagnose Parkinson. Er lebt mit seiner Familie in der Nähe von Groningen, Niederlande.

FOTO: © SANDER KOENEN



AUCH ALS  
**e** BOOK

Henk Blanken  
**Da stirbst du nicht dran**  
Was Parkinson mir gibt

Übersetzt aus dem Niederländischen  
von Bärbel Jänicke

14 x 22, ca. 240 Seiten  
Hardcover mit Schutzumschlag und Leseband  
ca. € 20,- [D] / € 20,60 [A]

ISBN 978-3-8436-0850-3  
WGS 1971 (Biografien)  
Erscheint im Februar 2017





DER AUTOR STEHT  
FÜR VERANSTALTUNGEN  
ZUR VERFÜGUNG

GROSS  
ANGELEGTE PRESSE-  
KAMPAGNE

TALKSHOW-  
AUFTRITTE  
IN PLANUNG

» ... liest sich wie ein Film. Henk Blanken führt den Leser durch seine Geschichte, plastisch, assoziativ, in atemberaubenden Szenen.« DE VOLKSKRANT

»Ein meisterhafter Geschichtenerzähler.« DAGBLAD VAN HET NOORDEN

»Seine Geschichten sind mehr als gut, sie sind selbst eine Erfahrung.«

MARK KRAMER, GRÜNDER DER NIEMAN CONFERENCE FÜR ERZÄHLENDE JOURNALISTIK

# Solange ich denken und schreiben kann, bin ich glücklich

»Parkinson gibt mir mehr, als es mir nimmt«, sagt der Journalist Henk Blanken. Stundenlang im Garten sitzen und die Wolken am Himmel beobachten zum Beispiel, dafür hatte er vor der Diagnose keine Zeit. Als viel beachteter Journalist stand er immer unter Strom. Jetzt stolpert er, zittert, hat seine Bewegungen nicht mehr unter Kontrolle, wird vergesslich. Das zwingt zur Langsamkeit. Als er von der Diagnose erfährt, ist seine erste Reaktion: »Das ist aber eine gute Geschichte.« Diese, seine Geschichte hat er meisterhaft aufgeschrieben. Selten hat ein Parkinsonkranker so packend seine eigene Erkrankung protokolliert. Es geht um das Annehmen des körperlichen und – noch beängstigender – des geistigen Verfalls, aber auch um die Frage, wie lange ein Leben lebenswert ist.

Bitte wenden Sie sich an  
Sabrina Reusch, Telefon 0711/44 06 168  
sabrina.reusch@verlagsgruppe-patmos.de

Patmos Verlag der Schwabenverlag AG  
Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern  
Postfach 4280, 73745 Ostfildern  
www.patmos.de



Lebe gut

[www.facebook.com/lebegut](http://www.facebook.com/lebegut)